



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

P., A.: Paul Heyse

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

übrigens auch gelegentlich selbst —, so hat er sich später damit auch manchen unfreundlichen Widersacher geschaffen. Manchmal sieht er Gespenster, d. h. er sucht und sieht in manchen Dingen Spizen und Dornen, wo keine sind. Als Moritz Busch, der damalige Redakteur der Grenzboten, ihm mitteilt, daß seine Aufsätze über Posen den Beifall Bismarcks gefunden haben, „wußte“ er, daß seine Briefe „bestellte Arbeit“ gewesen waren. Das klingt, wie wenn er wider sein Wissen das Unglück gehabt hätte, ein Preßreptil zu werden. Aus Bismarcks Beifall allein ergab sich das keineswegs. Und wenn Schneider mit seiner Arbeit wirklich der Regierung einen erwünschten Dienst geleistet hatte, so gereichte ihm dies weder zum Unglück noch zur Unehre. Denn er hatte mit reinem Willen und als ein unabhängiger, freier Mann seine Kraft für eine gute und patriotische Sache eingesetzt. Es ist wahrlich kein Makel, wenn man mit reinen Händen für ein gutes und edles Ziel thätig ist, in dessen Erstrebung man sich auch mit der Staatsregierung begegnet. Aus Schneiders Darstellung klingt aber ein leises Bedauern heraus. Seine alten Beziehungen zum doktrinären Liberalismus der damaligen Zeit mögen ihm dabei in den Gliedern gelegen haben. Er erwies sich in der Schrodaer Zeit als ein ehrlicher, wahrhaftiger und selbständiger Mann. An dem „Wettlaufe, den Orthodoxy und Frömmerei Ende der fünfziger Jahre einschlugen, und an den Demonstrationen der damaligen Zeit“ (Loyalitätsadressen) hat er sich nicht beteiligt. Diesen Auswüchsen gegenüber hat er tapfer „gestreift.“

Im Jahre 1862 erst holte er mit seiner Frau die Hochzeitsreise nach, d. h. er fuhr mit ihr auf zehn Tage nach Berlin. Wie nett und gesund ist das gegenüber dem konventionellen Unfug, der heutzutage mit den Hochzeitsreisen getrieben wird.

(Schluß folgt)



## Paul Heyse



Mensch, mit deinem Tichten ist wenig auszurichten, ließ der Prediger, der den vierundzwanzigjährigen Paul Heyse mit der Tochter Franz Kuglers zu trauen hatte, die Hochzeitsgesellschaft in der Kirche singen, worauf er dann freilich in der Traureden noch eine freundliche Anspielung auf die poetische Zukunft des Bräutigams machte. Jetzt giebt uns der Siebzigjährige in einem wundervollen Buche (Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin, Herz) über das dennoch Ausgerichtete einen fesselnden Überblick. Anmutig erzählt er darin von seinem Elternhause in dem alten Berlin, von seiner urgefunden, originellen und witzigen Mutter („Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten

werden müßten," so lehnte sie einmal die Aufforderung zu einer Tischrede ab), deren geistig-sinnliche Anlage sich auf den Sohn vererbte, von dem gewissenhaften, fleißigen Vater, der mit allen seinen Charaktereigenschaften ihm ein wirksames Vorbild war, von den hochgestiegenen jüdischen Verwandten mütterlicherseits, die es ganz vergessen hatten, daß sie von einem Vater abstammten, den der Hofmarschall in Geschäftsbriefen mit „Lieber Jude“ anzureden pflegte, von Theodor Heyse, dem allen Romfahrern bekannten „Onkel Catull," von den Schülerjahren auf dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium, wo sehr viel Latein und Griechisch gelernt werden mußte, ohne daß es dem jungen Dichter an Leib und Seele schadete, während in der Mathematik der freundliche alte Schellbach der unbezwinglichen Unfähigkeit eines übrigens musterhaften Schülers gegenüber ein Auge oder eigentlich wohl alle beide zudrücken durfte. Die Lehrer hätten zu jener Zeit noch gewußt, daß nicht allen Bäumen die gleiche Rinde gewachsen sei, sie hätten auch bei den Prüfungen noch mehr als die Leistungen in den einzelnen Fächern das berücksichtigen können, was ein Schüler im ganzen wert gewesen sei, und daß man sein Gedächtnis damals noch nicht mit einem Übermaß halbverstandener naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu belasten brauchte, habe später keinem Leid gethan. In diese Zeit fällt eine Primarverliebe zu einem jungen Freifräulein von Stein, einer Urenkelin der Freundin Goethes, und bald, auf einer Schweizerreise, sollte den jungen Studenten ein noch ernsteres Begegnis treffen, das mit einem schmerzlichen Verzicht abgeschlossen werden mußte. Dichtern wird es immer leichter werden als andern Sterblichen, solche Bekenntnisse zu veröffentlichen, für Paul Heyse aber hat dieses Gebiet seine besondre Wichtigkeit, mit seinem Herzen schließt er uns zugleich seine Kunst auf. „Denn schon als Knabe hatte ich die Macht der Schönheit empfunden, und es war eine sehr persönliche Konfession, die ich in der Braut von Cypern aussprach: O heilig Wunder usw. Was Cimone dort erfuhr, wie gut kannte ich es, wie oft hatte ich es als schüchternen Jüngling selbst erfahren, in Gesellschaften, wo ich einer reizvollen Mädchengestalt begegnete, im Theater, wenn ich eine schöne Frau in ihre Loge treten oder sie auf der Straße an mir vorübergehn sah. Ich empfand dann leibhaftig jenen Schlag auf das Herz, der Atem stockte mir, ja, wie es schon die große lesbische Dichterin an sich erlebt, ein leiser Schweiß trat mir auf die Stirn, wenn das zauberhafte Wesen mich anredete. Diese Schwäche meiner jungen Jahre ist mir noch lange nachgegangen, und wenn ich als Dichter oft eines überschwenglichen Schönheitskultus geziehen worden bin, obwohl mir soviel tiefere geistige und sittliche Probleme zeitlebens zu schaffen machten, kann ich mich nur damit entschuldigen, daß es sich dabei um einen Naturfehler handle, der sich mit keinem noch so guten Willen hätte ausrotten lassen. Daß ich aber dennoch in der Schule der Frauen lange gefessen, ohne allzuschweres Lehrgeld zu zahlen, und vor zerrüttenden Herzensstürmen bewahrt geblieben bin, verdanke ich dem seltenen Glück, daß mein Herz früh in festen Händen war, und daß ich zweimal eine Ehe geführt habe, wie sie harmonischer, Seele

und Sinne im tiefsten erquickender nicht gedacht werden konnte.“ Offner und zugleich zarter und schöner konnte das wohl nicht gesagt werden.

Paul Heyse gehört zu den wenigen, denen das amtlose Dichterleben voll gelungen ist. Für ihn, den während der Universitätsjahre in Berlin und Bonn keine Neigung an ein bestimmtes Fachstudium hatte fesseln können, war es ein Glück, daß ihn gerade als er von einer einjährigen italienischen Reise nach Hause zurückgekehrt war, ein Ruf aus München traf an die Tafelrunde des Königs Max; nun hatte er eine feste Heimat und einen Beruf, den ihm des Königs Freundlichkeit nicht schwer machte. Der wißbegierige hohe Herr wollte von den fremden Schriftstellern und Dichtern lernen; die „Eingebornen“ waren ausgeschlossen. Geibel, der seinen jungen Berliner Freund empfohlen hatte, herrschte in diesem Kreise, er donnerte Bodenstedt nieder, der ihm durchaus unsympathisch war, und der noch von dem Erfolg des Mirza Schaffy mit seinem „ziemlich äußerlichen Wig“ zehrte. Ausführlich wird das Leben am Hofe des Königs geschildert mit seinen Symposien und den Theeabenden, an denen auch die Königin nicht ganz aus freier Neigung teilnahm. Eine Menge bekannter Zeitgenossen wird uns vorgeführt und manche eingehend und zutreffend gewürdigt, z. B. Niehl als Hausmusiker, Novellist und halbwissenschaftlicher Schriftsteller, der sich über die Kulturwelt seine Gedanken machte und sie niederschrieb, wie wenn niemand vor ihm sich dieser Aufgabe unterzogen hätte, oder der Graf Schack als aristokratischer Bildungspoet und Rhetoriker ohne Naturlaut und ohne schriftstellerischen Erfolg, wogegen seine Verdienste als Kunstmäcen und Förderer der Genelli, Böcklin und Feuerbach doch wohl nicht ganz gerecht bloß auf die Einsicht seiner Berater zurückgeführt werden. Auch sonst durchzieht das Buch eine Menge kurzer und treffender Charakteristiken, die manchmal zugleich für den, der sie giebt, bezeichnend sind. Er lernt schon 1852 Justinus Kerner kennen, der ihm bei zugezogenen Gardinen ein Konzert auf der Maultrommel giebt, und wiewohl fast erblindet, wenn sich Frauen und Mädchen ihm nähern, die häßlichen von den hübschen zu unterscheiden weiß, jene stehn läßt, diese aber nahe an sich heranzieht, um sie genau zu betrachten, und dann auf den Mund küßt. Später besucht er ihn noch einmal, auf der Reise nach Italien, den lieben alten Mann, der jedenfalls ein geborner Poet war, wenn er sich auch nie zu höhern Leistungen erzogen hat. Daß der feierlich getragne Gregorovius aus der Stadt der reinen Vernunft, der überall moralische Maßstäbe anlegte, und wohin er auch treten mochte, geweihten historischen Boden sah, nicht zu Heyse paßte, versteht man ohne weiteres; sie hatten allzubald den Gegensatz ihrer Naturen empfunden. Aber mit Jakob Bernays in Bonn wurde er eng befreundet, einem der tiefsten Denker, die sich jemals der Aufgabe der Philologie, Erkanntes zu erkennen (Böckhs Definition), unterzogen haben. Nur eins fehlte ihm, das dem jüdischen Stamme selten eigen zu sein pflegt: das Organ für das Künstlerische. Als ihn Heyse einmal auffordert, ein irgendwo ausgestelltes Bild anzusehen, meint er achselzuckend: Wozu soll ich das? Ich war ja im Louvre! Gottfried

Kinkel, der Schönredner auf dem Katheder, enttäuscht ihn gründlich schon durch die ersten Vorlesungen, kein ernster Gelehrter im Stil der Kugler, Schnaase, Karl Bötticher und Burckhardt. Jakob Burckhardt war der Mann nach seinem Herzen, der ganz wie ein Künstler empfand und seine italienischen Lieder sang. Ebenso der für alles Formelle empfängliche und empfindliche, sauber arbeitende Philologe Otto Ribbeck, der eigentliche Hauptfreund Heyses von Berlin her. Sehr nett und zugleich unterrichtend für Heyses Art sind die Bemerkungen über Scheffel. Beide haben sich in Rom angefreundet, und Scheffel liest Heyse in Sorrent die ersten Trompetergefänge vor. Dieser ergötzt sich an den komischen Szenen, findet aber die Liebesgeschichte düffeldorffisch-romantisch und ahnt den spätern ungeheuern Erfolg des Ganzen nicht von fern: es sei verwegen, darauf eine Poetenzukunft zu gründen. Dann im Winter 1857 kommt Scheffel auf Besuch nach München, damals schon ein gefeierter junger Dichter und allerseits mit offenen Armen aufgenommen, wobei er sich freilich nach seiner Art etwas steif und wortfarg verhielt, selten zu bewegen war, etwas vorzulesen, und hinter halb geschlossenen Lidern vor sich hinzuträumen schien, bis der Humor in ihm aufwachte und ein im trockensten Ton hingeworfnes Scherzwort Zeugnis von seiner frischen Geistesgegenwart gab. Die Freundschaft blieb bis ans Ende, so verschiedentönig ihre Kunst war. Die seit Redwig und Scheffel in Blüte geschlossene, mit lyrischen Blumen durchwirkte poetische Erzählung mußte zwar in ihrem bunten Gemisch von Versarten einem Dichter von dem strengen Formgefühl Heyses stilllos vorkommen, der Trompeter von Säckingen aber (so urteilt er), der noch aus dieser Verwirrung des Zeitgeschmacks hervorging, gewann durch die liebenswürdige Frische des Temperaments und den siegreichen Humor eine Lebenskraft, die alle gleichzeitigen Erscheinungen überdauerte.

Solche Bemerkungen führen uns auf den tiefern Grund des Buchs, worin die Mitteilungen aus der äußern Lebensgeschichte nicht die Hauptsachen sind, sondern die Bekenntnisse des Dichters über seine Kunst. Er führt sie mit der feinen Bescheidenheit ein, die welterfahrene Männer kennzeichnet, wo sie über sich selbst reden müssen. Sie sind gehaltvoll, hochinteressant und wichtig für unsre ganze zeitgenössische schöne Litteratur. Die landläufige Meinung, die jede Leistung auf kurze Formeln zu bringen pflegt, hat für ihn zwei Prädikate ausgesucht: den „Künstler“ und das „Formtalent.“ Er selbst verwahrt sich gegen solche Beschränkung und weist auf den lebendigen Inhalt seiner Dichtung hin. Sie richtet ihn auf, da er einst von schwerem Familienunglück getroffen wird, und nun schreibt er — die Kinder der Welt. Ein Jenseits giebt es ja für ihn nicht. Das Zeitliche im Lichte des Ewigen nennt er an einer andern Stelle das Ziel seiner Arbeit. Wer an diesem Inhalt nicht genug hat, und wer oftmals, außer wo sich um Liebe handelt, die Wärme des Gefühls vermisst, dem hilft freilich kein Nachweis, wieviel ein Dichter wirklich bei seinem Dichten gefühlt habe. Aber als „Künstler“ kann er ihn genießen, auch ohne Kommentar.

Einzig schön und klar wird in den Bekenntnissen „Aus der Werkstatt“ gesprochen über die Lyrik, mit der jeder anfängt, auch der niemals ein wirklicher Dichter wird, über alle ihre Stufen, bis hinauf zu den wenigen Auswählten, denen der letzte höchste Zauber des Unbewußten verliehen ist, aus unserm Jahrhundert nach Goethe, dem unvergleichlichen, nur etwa Heine, Eichendorff, Lenau, Mörike, Storm und Ringg, während schon Uhland nur selten den vollen Naturlaut ertönen lasse, und Geibel ein lyrischer Künstler hohen Rangs sei. Wie wenig spezifisch lyrisches bei Gottfried Keller oder gar bei R. F. Meyer! Selbst Rückerts geistreicher Verstand verwertet am liebsten jedes zärtliche Gefühl zu einem kleinen Kunstwerk. Den romanischen Nationen sei vollends dieses, was wir Lyrik nennen, so gut wie versagt, weil sie sich vom Volkslied weg der Sprache des dichterisch angeregten gebildeten Geistes zugewandt hätten, und sogar Victor Hugos oder Lamartines hochgepriesene Poesie sei nur eine glänzende sentimentale oder pathetische Rhetorik; Alfred de Mussets lyrisches Parlando ein reizvolles, virtuoses Spiel, das auch in der höchsten Erregung die Erziehung des Salons bekenne. Aber auch dem größten lyrischen Genie, so heißt es dann weiter, gelinge nicht gleich die letzte Form, und nach dem ersten Hinwurf müsse die folgende Arbeit jeden konventionellen Ton beseitigen, jedes Gleichnis aus zweiter Hand durch ein frisch geprägtes ersetzen, kurz eine persönliche Aneignung vollziehen, ohne die alle lyrischen Äußerungen wertlos seien. „Im Roman oder im Schauspiel können schon Talente zweiten Rangs etwas erfreuliches leisten, was sie (sich?) nicht sofort durch einen persönlichen Stil kenntlich macht, da der Wert des Stoffs, der geistige und sittliche Gehalt an sich schon bedeutend sein kann. Der Stoff und Gehalt des Lyrikers ist seine eigne Person.“ Daß den Schweiß die Götter auch der lyrischen Tugend nicht ersparen wollten, lernte Heyse schon bei seinem grammatischen Vater, der streng darauf hielt, daß er alles Angefangne auch zu Ende führte: Ein verfehltes Ganzes nützt dir mehr als zehn leichtsinnig aufgegebne Fragmente. Sein eigentlicher Lehrer aber im Technischen wurde Geibel, der den Gymnastasten zu sich heranzog und ihn bald auch in das Haus Franz Kuglers einführte. „Es hat größere lyrische Dichter gegeben; wohl nie einen größern lyrischen Künstler und keinen deutschen Dichter, der die letzten Geheimnisse des lyrischen Metiers in so vollem Maße besessen hat.“ Der lehrte ihn nun alles, was die „innere Form“ betraf, er zeigte, wieviel jede Strophe durch ein unermüdeliches „nach innen Feilen“ gewinnen könnte, daß man richtig anfangen und zur rechten Zeit enden müsse und vor allem nicht aus dem Stil fallen dürfe. „Das Geheimnis des Adjektivs wurde mir klar, das mir freilich schon beim Lesen Heinescher Lieder, der Goethischen ganz zu geschweigen, aufgedämmert war und sich vollends enthüllen sollte, als ich einige Jahre später Mörike kennen lernte.“ Sehr gut heißt es dann an einer andern Stelle, die zärtliche Sorge für das eigenartige Adjektiv dürfe nicht in die Jagd nach dem Befremdenden, Barocken, Paradoxen ausarten, wie es heutzutage bei gewissen symbolistischen oder einfach verrückten jungen Lyrikern zur Manier geworden sei.

Ehe diese Bemerkungen zu Ende gebracht werden, mag sich der Leser für eine Weile Paul Heyses „Novellen in Versen“ vergegenwärtigen. Sie sind nichts fürs Volk, das hat der Dichter von Anfang an gewußt, und mit den bunten „Sängen“ der Butzenscheibenpoeten haben diese zarten Sachen in der Popularität nicht Schritt halten können. Das Publikum will einen Inhalt möglichst mühelos verschlingen, da wird der Vers zum Hindernis, weil uns Deutschen nun einmal im Gegensatz zu den Romanen der Sinn für den Reiz der Form nur kärglich zugemessen ist. Ohne Frage sind aber diese Novellen in Versen das eigentümlichste und nach unsrer eignen Meinung feinste Gewächs unsers Dichters. Hier zeigt sich in seiner Natur etwas dem romanischen Wesen verwandtes, worauf ja schon vieles in seinem Studiengange deutet, die Troubadours und das Spanische, dann die schnelle und innerliche Aneignung alles dessen, was mit Italien zusammenhängt. Nun ist es von Interesse, zu hören, mit wie klarem Stilgefühl er sich über das Besondere dieser kleinen Geschichten ausspricht: Sie haben schon im Stoff einen gewissen höhern poetischen Reiz, einen idealen Zug, der am glücklichsten in Rhythmus und Reim zu Tage treten konnte. Das ursprüngliche novellistische Motiv verlockte zur Behandlung in Versen, wenn sich sein Reiz schon im Umriss erschöpfen ließ. Wo es aber auf eine tiefere psychologische Durchführung, auf individuellere Charakteristik und schärfere Lokalfarben ankam, da waren realistischere Darstellungsmittel nötig, die nur im Prosaстиl zu Gebote stehn. Nirgends, meinen wir, spürt man die Freude am Vers und das Formgefühl des künstlerischen Menschen so durch, wie in jener zierlichen Gattung. Aber auch in der eigentlichen Lyrik, so dürfen wir jetzt wohl sagen, in der eignen Sprache, die er aus dem Süden mitbrachte zum Ausdruck seiner innigsten Gefühle in Lust und Leid (S. 339), offenbart sich uns zu allermeist der geschulte Mensch, also der lyrische Künstler, und zwar einer von hohem Range, um bei dem Ausdruck zu bleiben, den er selbst auf Weibel anwendet. Seine Poetik aber, aus der nur wenig hervorgehoben werden konnte, sei unsern Naturburschen ebenso nachdrücklich ans Herz gelegt, wie den Reimspielern, die nicht einsehen, „was dergleichen wertlose Jugendsünden aus zweiter Hand von wirklicher Poesie unterscheiden.“

Ungemein interessant ist es nun auch, den Dramatiker Heyse, der fünfzig Bühnenstücke gedichtet hat, über sein Verhältnis zum Theater sprechen zu hören. Er hat sein Bestes gethan, ist mit den Erfordernissen der Bühne vertrauter als viele, ein leidenschaftlicher Theaterfreund, seine Personen treten plausibel auf und ab, er hat auch Bühnenerfolge gehabt, und doch — man gesteht ihm vielerlei zu, aber ein dramatischer Dichter soll er nicht sein, alles soll ihm „novellistisch“ geraten sein, und doch hat keiner ihm sagen können, was damit gemeint sei. Soviel steht wohl fest, stärkere Gegensätze kann es nicht geben als seine Stilhöhe, Charakterzeichnung und Verkunst und die Wirklichkeitsausschnitte der modernen Naturalisten mit ihrem Gassendeutsch, und daß sich der Überdruß am Niedrigen einmal einstellen wird, ist so sicher wie

ein Naturgesetz. Aber mindestens ebenso gewiß ist es, daß sich die Gegenwirkung nicht auf der Linie der Heyse'schen Dramatik bewegen wird, und es wäre überflüssig nach allem, was darüber von vielen Seiten gesagt worden ist, das Warum zu erörtern. „Hans Lange“ und „Kolberg“ haben sich auf der Bühne gehalten. Er kann für sich anführen, daß von denen, die seit Schillers Zeiten nach höhern dichterischen Zielen gestrebt haben, keiner bei seinen Lebzeiten mehr als zwei oder drei Stücke die Gunst des Publikums hat überdauern sehen. Heinrich von Kleist wurde erst nach seinem Tode anerkannt, Grillparzer erst am Abend seines Lebens, von Hebbel hat sich nur die Maria Magdalena behauptet, von Otto Ludwig kaum der Erbsörster, von Gustav Freytag außer den Journalisten höchstens die Valentine. Was Heyse uns über den Verfall des Schauspiels, das Vordrängen der Oper und den dort und hier maßgebenden Einfluß des bloßen Unterhaltungsbedürfnisses sagt, bleibt wahr und beherzigenswert, und was er über seine persönlichen Erfahrungen als Theaterdichter hinzufügt, zeigt uns ihn auf der Höhe, die er als Schriftsteller überhaupt einnimmt.

Endlich die Prosanovelle, die hauptsächlich er bei uns (sie ist ja romanischen Ursprungs) nach Form und Stil geschaffen hat. Er legt an Beispielen dar, wie weit sie von ihm erlebt, wie weit sie erfunden ist, wo ihn innere Impulse, wo ihn die Gesetze der Gattung leiteten. Jeder wird das mit Genuß lesen, es soll hier nicht ausgezogen werden. Er muß es sich schon gefallen lassen, daß wir ihn auch hier zu allermeist als „Künstler“ ansehen und — verehren, denn er ist der Meister, auch in der Sprache der Abhandlung, wovon dieses Buch ein Zeugnis ist. Wir legen es bewundernd aus der Hand. Wie der Wohlklang schöner Verse umspielen uns die klar und spiegelhell dahinfließenden Sätze. Nichts ist pathetisch, alles einfach, keine gesuchte, aber auch keine verbrauchte Wendung, jedes Wort steht an seinem Platze und trifft, nichts klischeemäßiges, alles frisch und wie für diesen Sinn und diese Sache geprägt. Wenn unter den Tänzen und Sprüngen der Modernen alle Maßstäbe ins Schwanken geraten, bei ihm können wir fühlen und lernen, was „klassisch“ ist. Mag er es manchmal um sich bellen und klaffen hören, er kann dazu schweigen: Bilde, Künstler, rede nicht. Seine Kunst und dieses Buch macht ihm keiner nach.

21. P.

